



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das Leben Wilhelms von Humboldt, von R. Haym.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das Leben Wilhelms von Humboldt, von R. Haym.

(Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin, R. Gärtner. 1856). —

Daß der große Mann einen Biographen gefunden hat, der in wahrhaft einziger Weise das Talent besaß, grade ein solches Leben darzustellen, dafür müssen wir dem Schicksal aus mehreren Gründen besonders dankbar sein. Einem bedeutenden Leben bis in das Detail nachzugehen und dasselbe in der Schrift so zu gestalten, daß uns Wesen und Gestalt des Geschilderten mit höchster Wahrheit und Anschaulichkeit aufgehen, ist wol die schwerste Aufgabe des Geschichtschreibers. Und vielleicht ist noch weniger schwer, das Verständniß des dargestellten Lebens zu geben, als den geschilderten Helden uns grade so lieb zu machen, wie wir ihn haben dürfen. Denn Geist, Wissen und Darstellungskunst, wie selten sie auch gut verbunden sind, finden sich bei einem Erzähler immer noch öfter zusammen, als die männliche Kraft, welche dem bewunderten Helden gegenüber Selbstständigkeit und Unbefangenheit des eignen Urtheils zu erhalten weiß, und als das feine Zartgefühl, welches in richtiger Weise zu ehren und zu schonen weiß, auch wo es übersieht und verurtheilt.

Der Biograph soll seinen Mann mit den Eigenthümlichkeiten der Natur und Zeit desselben darstellen, die Beleuchtung aber, in welcher er uns das fremdartige Bild nahe bringt, muß aus dem Licht unseres Lebens, aus dem politischen, künstlerischen, sittlichen Inhalt unsrer Zeit hergenommen sein. Je größer, edler und sicherer der Biograph seine eigne Zeit erfast, desto wahrer wird auch seine Darstellung eines vergangenen Lebens werden. Eine Objectivität, welche den Menschen nur in dem Lichte seiner Zeit schildert, ist unmöglich, denn wie sehr der Historiker das eigne Urtheil zurückdränge, es bricht überall durch, in der Auffassung der Thatsachen, in der Methode der Erzählung, zuletzt sogar in der Sprache. Dies alles ist leicht zu verstehn und wird nur selten bezweifelt. Schwerer aber ist ein anderer Uebelstand zu überwinden. Der Biograph hat das Recht und die Pflicht, uns seinen Helden interessant und werth zu machen, vor allem uns von seiner Bedeutung und Tüchtigkeit die volle Empfindung zu geben, und doch soll er zu gleicher Zeit ihn recensiren, vielleicht verurtheilen. Ja noch mehr. Die Biographie soll ein wahres Ab-

Grenzboten. III. 1856.

bild des Lebens geben, d. h. sie soll den Inhalt des Lebens in seinen Hauptereignissen so darstellen, daß der Totaleindruck, welchen uns das geschilderte Leben macht, möglichst genau dem Eindruck entspricht, den eine genaue und unbefangene Bekanntschaft mit dem Helden selbst und seinem wirklichen Leben uns hinterlassen haben würde. Nun kann die Biographie aber nur einen sehr kleinen Theil von Thatsachen, einen verschwindend kleinen Theil von Gedanken und Empfindungen ihres Helden schildern. Viele gute Handlungen und viele schlechte werden ihr auch bei einem genau bekannten Leben verschwinden, sie wird zuletzt nur das erfassen, was als Ursache, Höhenpunkt oder Folge der einflussreichsten Actionen eines Menschen erscheint. Bei solcher nothwendigen Beschränkung gegenüber der großen Strömung jedes Menschenlebens verrücken sich ganz und gar die Proportionen der einzelnen Handlungen und ebensosehr die Eindrücke, welche dieselben in der Biographie auf uns machen. Einzelne Thaten des Helden z. B., welche wir verurtheilen müssen, nehmen in der Biographie, die sich immer verhältnißmäßig aus wenigen Momenten des wirklichen Lebens zusammensetzen muß, vielleicht einen viel größern Raum ein, als sie im wirklichen Leben einnahmen, und geben dem Bilde des Helden vielleicht einen viel häßlichern Zug, als er in Wirklichkeit dadurch erhielt und als ein ewiger Richter in ihm finden würde. Das reinste und idealste Menschenleben ist nicht nach einem Plan und nicht nach einer Idee angelegt, und zahllos sind die Störungen und Trübungen, welche durch das Leben selbst auch die in einer leicht erkennbaren Richtung forteilende Strömung erfährt; der Biograph aber wird immer genöthigt sein, die Idee und den Grundzug des Lebens als Hauptsache zu behandeln, und wie er selbst nach einem Plan arbeiten muß, auch das Planvolle des vollendeten Lebens stark hervorzuheben. Was diese Einheit, Geschlossenheit, das für ihn vorzugsweise Charakteristische stört, das mag ihn oft in arge Verlegenheit setzen. Ein Beispiel statt vieler. Gesezt, es wäre uns das rucklose Tagebuch eines Karlschülers erhalten, in welchem frevelhafte und gemeine Handlungen auch des jungen Schillers so erzählt wären, daß wir an der Wahrheit nicht zweifeln dürften; der Gott, welcher das ganze volle Leben des großen Mannes mit einem Blick zusammenfaßt, dürfte mit mildem Lächeln darüber wegsehen, ein irdischer Biograph käme dadurch in die bedenklichste Lage, denn die Mittheilung solcher Thatsachen gäbe seinem Bilde einen Zug, der, wie er auch gemildert, erklärt und entschuldigt würde, für unser sittliches Gefühl doch einen widerlichen Schatten auf eine der hellsten Gestalten unsers Landes werfen könnte. Und wenn man in einem solchen Falle gefragt würde, ob der Biograph wahr erzählt, wenn er dergleichen in Wirklichkeit Geschehenes der Nachwelt überlieferte, man müßte die Frage in diesem und einigen andern Fällen verneinen.

Wie über solche Schwierigkeiten der biographischen Darstellung hinweg-

zukommen sei, darüber werden die Meinungen unserer Historiker sehr auseinandergehen. Der große Geschichtschreiber Wilhelms von Dranien verfährt so kühn, daß ihm ein anderer nicht ohne große Gefahr nachahmen dürfte. Die Ermordung z. B. der Brüder de Witt durch die empörte Masse ist — wie gering auch Wilhelms Antheil daran sein möge — doch eine dunkle Stelle in dem glorreichen Leben dieses mächtigen Geistes. Macaulay gleitet sehr kurz darüber weg. In der That würde eine stärkere Betonung das ganze sonst so wahre, glänzende und einheitliche Bild seines Helden verdorben haben, denn diese Action fällt grade in den Aufgang seines Helden, in dessen erste Schilderung, wo ihm ein reiner Eindruck beim Leser vom höchsten Werth sein mußte. Er hat dem eignen moralischen Gefühl und dem des Lesers dadurch eine Sühne zu geben versucht, daß er bei dem Gemetzel von Glencoe eine ähnliche sträfliche Nachsicht seines Helden mit eifriger Strenge verurtheilt. Bei diesem Fall konnte sein Wilhelm schon etwas vertragen, das Bild desselben war in die Seele der Leser bereits fest eingedrückt. Ja Macaulay spricht am Schluß seines Macchiavell sogar aus, daß es zuweilen gut sei, die Genauigkeit dem verständigen Effect zu opfern, weil sich dadurch zwar die kleinern Linien verwischen, aber die großen Charaktergebenden Züge dem Leser desto tiefer einprägen. Es ist die ganze Größe, Sicherheit und Gewandtheit seines Talentes nöthig, um bei solcher Theorie nicht die innere Wahrheit dem glänzenden Schein zu opfern.

In Wahrheit läßt sich diese Schwierigkeit der historischen Porträtirung nicht durch eine allgemein gültige Regel überwinden. Der Tact des Biographen wird vielmehr für jeden Helden eine besondere Methode der Auffassung, der Darstellung und Erzählung finden müssen. Während der eine Charakter eine detaillirte realistische Schilderung seiner Erscheinung, seiner Handlung und seiner äußern Umgebung nöthig hat, wird bei einem andern die entgegengesetzte Auffassung, welche mehr den Geist in seiner Entwicklung, als die bunten Farben des Lebens hervorhebt, zweckmäßig sein. Der Zufall hat gewollt, daß grade jetzt von zwei Gelehrten, welche in verschiedener Weise d. Bl. nahe stehen, werthvolle Biographien erschienen sind, Mozart von Zahn und die vorliegende. Die Behandlung der beiden Helden ist so verschieden als möglich, und jede hat die höchste Berechtigung.

Die Behandlung Wilhelms von Humboldt durch Haym ist beim ersten Anblick sehr ungewöhnlich. Mit einem Scharfsinn, und einer Kunst der Analyse, welche Bewunderung erzwingen, erklärt er den Geist des großen Staatsmannes und Gelehrten unserem Urtheil. Er schildert und kritisiert meisterhaft seine Bildung, seine Arbeiten, seine Gelehrsamkeit und legt die feinsten Fäden in dem künstlichen und merkwürdig verschlungenen Gewebe einer Seele vor unsere Augen. Die Ereignisse des äußern Lebens dagegen werden mit

einer verhältnißmäßigen Kürze und Einfachheit erzählt, und der Leser, welcher das Werk zum ersten Male in die Hand nimmt, wird hier leicht vermissen. Denn sehr fehlt der Schmuck des charakterisirenden Details und die reizenden Blicke auf die Erscheinung und die einzelnen schönen Momente des Lebens. Und doch ist gerade diese Sparsamkeit des Verfassers, die man Verschwiegenheit nur ungern nennen wird, einer der großen Vorzüge des Buches. Vielleicht war sie von Anfang nicht ganz freiwillig. Die Persönlichkeit Hayms, so weit sie aus seiner gelehrten Thätigkeit sichtbar geworden, zeigt mehr Neigung zu scharfsinniger Analyse, als zu plastischer Gestaltung; auch waren, wenn man dem Gerücht glauben darf, die noch lebenden Verwandten Humboldts vor dem Erscheinen des Werkes nicht geneigt, das in ihren Händen befindliche Material dem Verfasser zur Disposition zu stellen. So erscheint er auf das beschränkt, was über das Leben Humboldts bereits gedruckt war. Wie dem auch sei, was ursprünglich vielleicht ein Mangel war, ist in der That ein Lob für das Werk geworden. Denn gerade bei der dadurch nothwendig gewordenen Behandlung ist uns das Bild Humboldts überliefert, wie es für sein Vaterland und die Menschheit unsterblich werden soll, zunächst als eine Seele voll von Adel und dem höchsten Idealismus, als einer der feinsten und originellsten Geister in einer großen Zeit nationaler Erhebung, und als einer der größten Gelehrten Deutschlands. Es ist eine verklärte Gestalt, bei welcher wir gern vergessen, daß einst der Schmutz der Erde daran hing. Wenn es wahr ist, daß an diesem so großen, so reichen und in sich so einigen und consequenten Leben an einer einzigen Stelle eine dunkle, und unverständliche Verkehrtheit gehangen haben sollte, unsere Enkel sollen nichts davon erfahren. Und da es nur bei der Behandlung des großen Stoffes, wie sie Haym gewählt hat, möglich war, ein specielleres Eingehen auch auf die wunderlichen Zufälligkeiten des großen Mannes zu vermeiden, ohne durch Verschweigen unwahr zu werden, so ist seine Methode, gleichviel wie er ursprünglich dazu gekommen, in diesem Fall vortrefflich.

Der zweite Vorzug des Werkes aber ist ganz allein ein Verdienst des Verfassers, dies ist der hohe Grad von Bildung, mit welcher Humboldt beurtheilt wird. Die Vielseitigkeit Humboldts ist für den Biographen eine gefährliche Sache, es gibt auch in Deutschland nicht grade viel Leute, welche zu gleicher Zeit Philosophen, Aesthetiker, Staatsmänner sind und nächstdem die Dialekte des Sanskrits, der Huronen und Australier einer gründlichen Betrachtung unterzogen haben, und da Humboldt in allem, was er gethan, geschaffen und geschrieben, durchaus nicht populär zu sein bemüht war, und noch außerdem die Methode seines Arbeitens das Verständniß nicht recht bequem macht, so versteht sich von selbst, daß sein Leben nur von dem gut geschrieben werden kann, der sich ebenfalls zu der Aristokratie unserer Geister zu zählen

berechtigt ist. Haym hat auch diese Aufgabe so hoch als möglich gefaßt. Er gibt fast von allem, was Humboldt geschrieben, ein Referat, das so geschieht, sorgfältig und geistvoll ist, daß man wol sagen darf, alle Schwingungen dieses subtilsten aller Geister haben auch in seiner Seele nachgezittert. Wenn ihm das bei den philosophischen und ästhetischen Abhandlungen seines Helden so gut gelang, so war das erklärlich, weil sie seiner eignen Thätigkeit nicht fern lagen. Daß er aber aus Humboldts großem Werk über die Kawisprache und den übrigen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen ein Bild gemacht hat, aus welchem jeder gebildete Leser ein interessantes Verständniß von Humboldts sprachwissenschaftlicher Methode, Wissen und geistigem Schaffen gewinnen kann, das ist in der That bewunderungswürdig.

Doch noch höher stellen wir eine andere Seite seiner Bildung. Er ist ein Sohn unserer Zeit, er hat eine höhere und reinere Auffassung von den Pflichten des Einzelnen gegen seinen Staat und sein Volk, als dem Helden selbst zu haben vergönnt war, er verurtheilt ihn bescheiden, aber sicher, wo er muß, und er thut dies immer so, daß man vor seinem eignen Wahrheits-sinn und Pflichtgefühl die höchste Achtung bekommt. Ueberall erscheint er selbst als ein Mann von reinem Gefühl und hoher sittlicher Kraft. Und das ist nicht das höchste, aber das beste Lob, mit dem der Leser von dem Werke eines Historikers scheiden kann.

Erzählung und Stil sind sorgfältig; die Sprache ist rein und gewählt, und viele Stellen sind von einer hohen Schönheit. Doch darf ein pflichtgetreuer Recensent nicht verschweigen, daß der Verfasser manchmal zu viel Sorgfalt angewandt hat, denn man empfindet sie heraus. Auch ist ein Wiederklang von Macaulay in seiner Sprache, die kurzen Sätze, die glänzenden Parallelen und Antithesen. Und noch eine Besonderheit des Verfassers hält an manchen Stellen, allerdings nur an einzelnen, zu sehr auf. Er liebt es, und darin hat er einige Aehnlichkeit mit Humboldt selbst, einen Gedanken, einen Satz herumzuwälzen, und in seiner analytischen Art denselben nach einander von verschiedenen Seiten anzufassen. Das bringt einige Längen in seine Erzählung; sie würden weniger bemerkbar sein, wenn das Buch nicht im Ganzen so gut geschrieben wäre.

Das reiche Leben Wilhelms von Humboldt (1767—1835) so einig, consequent und festgeschlossen wie wenige, entwickelt sich in drei Perioden. Seine Jugendzeit ist die Zeit einer Selbstbildung, ernsthaft, vielseitig, und höchst aristokratisch. Das Schöne und Edle suchen und in dem eignen Leben zur Darstellung bringen, gilt ihm für das höchste Lebensgesetz. Mit der größten Fähigkeit, die verschiedensten Eindrücke aufzunehmen, verbindet er die heiterste gleichmäßigste Ruhe, welche keine leidenschaftliche Befangenheit aufkommen läßt, mit dem schärfsten und klarsten Urtheil die wärmste Sinnlichkeit. So

trat er in der Aufklärungszeit Berlins aus dem Staatsdienst heraus in die Kreise der Feinsühlenden und Idealschaffenden, er selbst unter den „schönen Seelen“ die freiste und hochsinnigste. Schnell verband er sich den Besten, er wurde allmählig der Freund und philologische Genosse Wolfs, der begeisterte Freund und Beirath Schillers und Goethes. Und wie verschieden die waren, von denen er sich angezogen fühlte, stets wußte er die Gefahren einer dilettirenden Hingebung an fremde Geistesihätigkeit durch einen tiefen langathmigen Fleiß, und durch ein unablässiges Prüfen und Beobachten seiner selbst zu vermeiden. So lebte er auf dem Gut seiner Frau in Thüringen, bei Schiller in Jena, dann Jahrelang auf Reisen durch Deutschland, nach Spanien, nach Rom, wo er als preussischer Resident sich festsetzte; in dieser ganzen Periode weit eifriger, aufzunehmen, als zu schaffen, ein Virtuose des feinsten und geistvollsten Genusses. Vortrefflich ist Hayms Schilderung seines Wesens in der Zeit, in welcher er seine Jugendschrift „Ueber die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ schrieb. — „Alle Züge seines geistigen Charakters haben wir in seiner ersten Jugendschrift wie in noch geschlossener Knospe beisammen. Die stark ausgeprägte Neigung für individuelle Eigenthümlichkeit, die hohe Achtung für die Freiheit und für die innere Würde des Menschen, die Tendenz zur Stärke und Festigkeit des Charakters, verbunden mit der Tendenz zu universalistischer Bildung, die gleichgewogene Hinneigung zu dem Alterthum in der Schönheit und plastischen Vollendung seiner Bildungen, und zu dem Geiste der neuen Zeit in seiner Vielseitigkeit, seiner Bewußtheit und seinem Subjectivismus, die stark hervortretende Sinnlichkeit, auf deren Spitze sich der sublimste Spiritualismus erhebt, die Empfindungstiefe neben der Gedankenklarheit, der Geschmack für den Epikuräismus neben einer stolischen Ader, die Beschäftigung mit politisch-praktischen Fragen neben einer ganz ins Innerliche zurückgewandten, in Ideen lebenden Gesinnung. So erscheint uns Humboldt, der Jüngling. Dem Jüngling aber blieb im Wesentlichen auch der Mann und der Greis treu. Noch in den Sonetten seines Alters oder in den Briefen, welche er am Abend seines Lebens an jene Freundin schrieb, die ihm zuerst in Pyrmont begegnet war, finden sich Stimmungen und Ansichten ausgedrückt, die nur wie eine leise Schattirung der Sätze aussehcn, die seine Jugendschrift aufstellte. Dennoch erfuhren alle Züge dieses vielseitigen Wesens eine Vertiefung, und die Gunst des Schicksals war es, die ihm in verschiedenen Lebensperioden bald diese bald jene Richtung in aller Breite und Ausführlichkeit zu verfolgen gestattete. In dem Cultus des Schönen und in der bewundernden Liebe des Alterthums sehen wir sein jugendliches Wesen sich für jetzt am meisten zusammennehmen. Eben dies waren die Richtungen und Bahnen, in denen am Ende des Jahrhunderts der deutsche Geist überhaupt, in der Flucht vor den praktischen Interessen einer kümmerlichen Gegenwart sich erging. Auch Humboldt war in

selbstgewählter Muse von diesen Interessen hinweggewandt. Er folgte seiner eignen Individualität und er folgte zugleich dem Zuge des deutschen Geisteslebens, wenn er dem Alterthum und der Dichtung die Studien dieser Muse widmete."

Aber aus der schönen Traumwelt Roms wurde Humboldt geweckt durch den Schmerzensruf seines Vaterlandes. Der Frieden von Tilsit hatte Preußen zerbrochen, Deutschland stöhnte unter der eisernen Faust seines Tyrannen. „Humboldts Anhänglichkeit an deutsches Wesen war von ganz eigner Art. Sie war sehr verschieden von demjenigen, was man gewöhnlich Heimathsliebe, und sehr verschieden von demjenigen, was man Patriotismus nennt. Seine Gefühle hatten wenig gemein mit der Sehnsucht, die den Schweizer nach seinen Bergen und nach den Klängen des Kuhreigens ergreift. Sie hatten noch weniger mit den Gefühlen eifersüchtigen Stolzes und opfermüthiger Begeisterung gemein, die einen Athenienser zur Zeit des Perikles in der Eklesia oder einen Römer im Senate bei der Nachricht von der Niederlage bei Cannä erfüllten. Nicht der Gedanke an die deutschen Gauen lockte ihm Thränen ins Auge; nicht die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches trieb ihm das Blut zum Herzen: — er liebte den deutschen Geist und die „Deutschet“. Ueber den Klängen der deutschen Sprache ergriff ihn etwas wie Heimweh und etwas wie patriotischer Stolz; über den Dichtungen seines Schiller und Goethe regte sich etwas in ihm wie Machtgefühl oder wie Siegesfreude. Seine Vaterlandsliebe war wie die Liebe zu etwas Vergangenen, vielmehr wie die Liebe zu Dingen, die dem Irdischen entrückt sind, zu geistigen Gütern und zu Ideen. Er würde deutsches Wesen geliebt haben, und er würde in dieser Liebe sich befriedigt gefunden haben, auch wenn die deutsche Nation als solche aufgehört hätte zu existiren, auch wenn Deutschland nur noch als Provinz einer französischen Universalmonarchie genannt worden wäre. Er liebte es wie er Rom und Hellas liebte; er liebte es, weil und indem er es wie diese idealisirte. Deutsch, wie er ohne Zweifel durch und durch war, empfand er doch das Deutsche überwiegend nach dem Maß, dem Geschmack und dem Bedürfniß seiner individuellen Natur. Es war ja gewiß richtig, wenn er das Unterscheidende der deutschen Dichtung und des deutschen Wesens in dem „still aber tief“ bewegten Gemüthe, in der größeren Geistigkeit und Innerlichkeit fand. Es lag ja unbestreitbar eine gewisse Berechtigung in der so oft von ihm ausgesprochenen Idee von der Wahlverwandtschaft der deutschen Sprache und Nationalität mit der griechischen. Man muß ihm ja zustimmen, wenn er den Vorzug des Deutschen vor dem Griechischen in Zweierlei erblickt, in der größeren Befähigung für den Ausdruck des Gedankens und in der tieferen Innigkeit und Herzlichkeit. Man mag es sich gefallen lassen, wenn er grade dieser Vorzüge wegen die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste“ be-

zeichnet. Einige Wahrheit endlich kann man selbst den Betrachtungen nicht absprechen, die er bei Gelegenheit der Vergleichung des süddeutschen und norddeutschen Charakters über den Gesamtcharakter der Nation anstellt. Der Deutsche, sagt er, stehe unparteiisch als der Beurtheiler und Beschauer aller übrigen Nationen auf einem Standpunkt, von dem er sie alle übersehe; während alle auf ihn zurückwirken; seine Bestimmung und gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters sei ebendeshalb, eine Brücke zwischen der antiken und der modernen Welt zu schlagen und eine Verbindung der Eigenthümlichkeiten jener und dieser in eine einzige Form hervorzubringen. Nicht bloß von eigenthümlich humboldtscher Färbung aber war diese Empfindung und dieser Begriff deutschen Wesens: — sie trugen nicht weniger die Farbe der Zeit.“ — Doch „die Sprache der Thatsachen ist eine mächtige Sprache. Ihr konnte sich auch Humboldt nicht verschließen. Seine andächtige Bewunderung der Kraft und Tiefe des deutschen Nationalgeistes ward übertäubt durch den Donner der Kanonen. Er hatte früher nicht ein Wort des Unwillens über das Benehmen des gesüchteten Kurfürsten von Mainz gehabt. Auch seine Wünsche für Preußen und Deutschland hatten sich später nicht höher als auf Erhaltung des Friedens erhoben. Mit hundertmal größerem Interesse hatte er die Schöpfungen der deutschen Dichter, als die Thorheiten der deutschen Politiker, die Schlechtigkeit der deutschen Regenten kritisiert; es war ihm einer der liebsten Vorzüge seines römischen Postens gewesen, mit diesen Dingen nichts zu thun zu haben. Aber nun traf die Kunde der preussischen Niederlagen und Demüthigungen sein Ohr. Nun gingen ihm die Leiden und Schicksale des Vaterlandes zu Herzen. Nun erwehrte er sich weder des Schmerzes um den Sturz der preussischen Macht noch des Nachdenkens über die Gründe eines so plötzlichen und schmachlichen Falles. „Wir alle sind unglücklich,“ so schrieb er um diese Zeit von Rom aus an seine Jugendfreundin, Henriette Herz, „ich sage, wir alle, die sonst ein froher und harmloser Kreis umschloß. Die Samen unsres Unglücks lagen in unsrer damaligen Sorglosigkeit. Mir war seit lange vor dem Ausgang bange, und ich zitterte vor dem Augenblick der Entscheidung.“

Ein Wunder freilich wäre es gewesen, wenn Humboldt, der Staatsmann, auf einmal den theoretisch-ästhetischen Charakter seiner Bildung vergessen gemacht hätte. Durch und durch idealistisch, es ist wahr, war seine Ansicht auch von praktischem Wirken. Seine Philosophie des Handelns war, wie er sie in jenem poetischen Glaubensbekenntniß während der spanischen Reise niedergelegt hatte. Es war kantischer Transcendentalismus. Der Punkt, von dem aus die Welt sittlich und praktisch bewegt werden könne, lag ihm, wie der, von wo aus sie theoretisch und ästhetisch ergriffen werde, in dem „Schooß des wirkenden Busens“. Er dichtete ebenso, gerührt von der Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes, in Albano:

„An ehernen Befehlen führt gekettet  
 Der irdischen Geschlechter Wandelreihen  
 Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;  
 Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,  
 Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen.  
 Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;  
 Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen  
 Der festen Duldung und entschlossner That.  
 Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:  
 Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.“

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, welcher ungeduldig ist, den Lauf der Dinge zu ändern und auf alle Fälle seine Hand im Spiele der Geschichte zu haben. Das Vergnügen, welches wahrhaft praktische Naturen an der Thätigkeit als solcher, an deren Aufregung und an deren Erfolgen finden, war ihm fremd. Das Handeln hatte nicht ein primitives, sondern ein secundäres Interesse für ihn: es galt ihm als etwas Accidentelles gegenüber der Stimmung und Beschaffenheit des Innern. Er war ohne jene Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, ohne jenen Durst nach Ruhm, die in der Regel die Triebfedern großer Unternehmungen sind. Er war eben, wie er sich selbst nannte, ein Idealist. Allein sein Idealismus leistete ihm einen ähnlichen Dienst wie anderen die unmittelbare praktische Begierde. Es war kein hohler, sondern ein gediegener Idealismus; es war der Idealismus Kants und Schillers. Auch in ihm lebte jener ausdauernde Muth, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt bestieg, — ein Muth, welcher nicht mit der romantischen Situation verfliegt, die ihn herausgefordert hat, sondern Stand hält gegen die Prosa, die ihn zu dämpfen und zu ersticken droht. Statt vor- dringlicher und spontaner Leidenschaft für das Große und Gute, wohnte ihm der stille und unerschütterliche Glaube an das „immer siegende Gute“ ein. Ihm stand das Wort in der Seele geschrieben, daß denjenigen alle Dinge zufallen, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten. Frömmigkeit, in der That, war die Stimmung, mit der er dem thätigen Leben gegenüberstand, — jene heitere Frömmigkeit, wie sie dem Vertrauten der aeschyleischen und dem Ausleger der edelsten deutschen Dichtung ziemte. „Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen,“ das war es, was er aus Hermann und Dorothea sich herausgelesen hatte; „sich mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen,“ das war die Moral, die er dem Dichter abgelauscht, das war der Geist, in welchem er jetzt die tragischen Zustände des Vaterlandes und die Aufgabe ansah, so viel an ihm sei, zu bessern, zu helfen und zu retten. — So weit Haym.

Und jetzt kamen zehn Jahre (1809—1819), in denen Humboldt, so wenig Mann der That, der feingebildete und durch den innigen Verkehr mit den Grenzboten. III. 1856.

höchsten Geistern der Nation wie durch lange Muse verwöhnte Mann, in einer fast unausgesetzten politischen Thätigkeit als Mithandelnder an den größten Weltereignissen lebte. Er wurde als Cultusminister nach Berlin berufen, die Universität Berlin ward unter seinen Auspicien gegründet, er wurde Gesandter in Wien, war während der Freiheitskriege als Diplomat thätig, dann mit Hardenberg Vertreter Preußens auf dem wiener Congress und beim zweiten pariser Frieden. Als nach dem Frieden die Reaction eintrat, trennte er sich von Hardenberg, der ihn fürchtete; wurde eine kurze Zeit Gesandter in London, und trat noch einmal in das Ministerium, als die Verfassungsfrage aufgenommen werden sollte. Nach den Demokratenverfolgungen und karlsbader Conferenzen paßte er nicht mehr für den preussischen Staatsdienst, und jetzt hatte er ein Recht, aus ihm zu scheiden. Er löste sich von der Politik wie von einer lästigen Verpflichtung. Während dieser ganzen Zeit macht Humboldt einen eigenthümlichen und wahrhaft wunderbaren Eindruck. Er trat nicht völlig vorgebildet in seine großartige politische Thätigkeit. Seine lange Ruhe hatte ihm das nicht geben können, was auch der größten Kraft nur durch frühe Gewöhnung an die Geschäfte zu Theil wird, die Fähigkeit, Geschmeidigkeit und das rastlose Behagen am Feilschen und Handeln; und daß er diese Eigenschaften nicht besaß, ist für Preußen vielleicht bei den Friedensverhandlungen nachtheilig gewesen. Aber er brachte doch mit, was alle andern Diplomaten in geringerem Grade besaßen, eine ungeheure Arbeitskraft, Scharfsinn und eine Subtilität der Dialektik, die ihn zu einem furchtbaren Gegner machten. Vor allem eine Hoheit des Geistes, sehr geneigt, in den humansten Formen die eigne Ueberlegenheit fühlen zu lassen, wo es nöthig war. So schritt er durch die Conferenzsäle wie ein Fürst, der sich herabläßt, einmal die Handgriffe eines gewöhnlichen Soldaten durchzumachen. Die Welt, in welcher er vorher gelebt hatte, die Götter Griechenlands und seine philosophischen und sprachlichen Studien hatten ihn vollständig gefeit gegen das Imponirende und Verwirrende der Staatsactionen, durch welche das Schicksal Europas bestimmt wurde. Ihm selbst kam das freilich mehr zu Gute, als dem Staat, den er vertrat. Immer kämpfte er, von Hardenberg schlecht unterstützt, ja verrathen, tapfer für Preußens Recht, aber wenn er durch seine unwiderstehliche Logik und durch alle Waffen eines edeln und freien Geistes seine Gegner gedemüthigt hatte, dann lag ihm nach dem Sieg in der Debatte vielleicht die Hauptsache, der Sieg in der Sache selbst, zu wenig am Herzen. Doch ist uns nicht möglich, das innere Getriebe im Abschluß des großen europäischen Friedens und in der darauf folgenden Restauration vollständig zu übersehen; auch was wir von Humboldts Thätigkeit wissen, genügt nicht, um das Urtheil überall sicherzustellen, und wenn der Verfasser der Biographie irgendwo Ursache hatte, die Unvollständigkeit seiner Quellen zu bedauern, so war es bei diesem Theile seines Werks.

Die letzten funfzehn Jahre von Humboldts Leben verliefen in der Stille ländlicher Zurückgezogenheit. In dem Abendlicht des Alters entfaltete sich die ganze Schönheit und Größe seines Wesens. — „Es ist ein oft wiederholtes Wort der Rahel: Humboldt sei „von keinem Alter“ gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durchs Leben treu geblieben, daß er unverbrüchlich einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durchs Leben; keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande aufzugeben oder zu vergessen; seine Freundschaften werden nur durch den Tod, — auch durch den Tod nicht abgebrochen. Was einmal Wurzel in seinem Herzen geschlagen hat, einem tiefen und festhaltenden Herzen, das geht niemals ein, sondern wächst in immer frischen Trieben. Wie gegen andre, so gegen sich selbst. Er hatte frühzeitig sein Leben auf einen Plan und auf ein Princip gestellt: niemals, selbst unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hatte er diesen Plan innerlich aufgegeben. Es bestand ihm das Leben nicht aus dem Stückwerk aneinandergereihter Tage und Stunden: es galt ihm als ein Ganzes, als eine zu durchmessende Arbeit, als ein „Act, der wohl geführt und wohl geschlossen sein wolle.“ Alles daher, was ehemals angeknüpft ist, wird bis ans Ende fortgesponnen, alles was in der Anlage verheißen ist, kömmt im Verlaufe zur Ausführung. Derselbe unbefiegbare, durch Ehren und Erfolge nicht zu bestechende Individualismus spricht aus den Bekenntnissen seines Alters wie aus denen seiner Jugend. — Und doppelt hat das Wort der Rahel Recht. Nicht alt geworden war dieser Mann, weil er in vieler Hinsicht niemals jung gewesen war. Wie er sich das eine Mal rühmt, an Lebendigkeit nicht verloren zu haben, so gesteht er dann wieder und mehre Male, daß eine gewisse Art von Lebendigkeit ihm zu keiner Zeit eigen gewesen sei. Schon in Byrmond fand die Freundin dieselbe „heitere Ruhe“ in dem Wesen des Zwanzigjährigen, die aus den Briefen des Sechzigjährigen athmet. Heftige Begierden, sagt er von sich selbst, und leidenschaftliche Aeußerungen seien ihm jederzeit fremd gewesen, und leicht, fügt er hinzu, könne dies in einem „Mangel an Feuer“ liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedürfe. Es ist so. Jene ästhetische Fassung, zu der unsre Literatur sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft hindurcharbeitete, — ihm war sie, — eine Mitgift mehr zum Glück als zur Größe — gleich bei der Geburt bescheert worden. Wenn er „heitere Ruhe“ jetzt als die Grundlage des glücklichen Lebens rühmt, so nennt er dies zwar selbst die Abendansicht des Lebens, aber eine Ansicht doch, die ihm immer nahe gelegen und die natürlich aus seinem Temperamente erwach-

sen sei. Nichts häufiger in den Briefen wie in den Sonetten, als daß er die Macht des Willens verherrlicht. Er rühmt sich, daß er ihn fort und fort gestählt, um sich Muth und Geduld eigen zu machen. Er erzählt, wie er sich früh gewöhnt habe, hart gegen sich selbst zu sein. Er habe, sagt er, damit angefangen, sich selbst zu kennen und sich selbst zu beherrschen; kein Mensch könne sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben. Gerade bei einem solchen Zusammenstimmen aber von Naturanlage und grundsätzlichem Bemühen muß das Alter als die eigentlich vollendete Lebenszeit erscheinen. Keine Beleuchtung, welche diesem Charakter zuträglicher und günstiger wäre als die Abendbeleuchtung. Er selbst, wenn er durch einen Zauberstab machen könnte, daß er den Rest seiner Jahre in jugendlicher Kraft und Frische erleben könnte, würde von dem Zauber keinen Gebrauch machen. Mit Recht. Denn nun erst, ganz so wie der Stagirit es fordert, ist die aus dem Grunde der Natur erwachsene Tugend von der hellsten Einsicht begleitet, nun erst ist sie durch Gewohnheit und Übung zur bleibenden Haltung geworden. Allezeit war mehr vom Nestor als vom Achilleus in ihm."

In dieser Zeit des Alters kam in ihm zur Reife, was seinen Namen für ewig verbunden hat mit dem der großen Eroberer im Reiche des Geistes. Es reisten seine Untersuchungen über Ursprung und Wesen der Sprache. Wenn aber jemand fragen sollte, wie denn eine langathmige Abhandlung über einen verkümmerten Dialekt in den baskischen Gebirgen, oder über eine untergegangene Priestersprache auf der Insel Java, oder „über vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen“, oder „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen“ tiefere Einwirkung auf das Leben unsrer Nation haben könne, so sei hier die Antwort wenigstens kurz angedeutet. Zunächst wurde Humboldt durch diese Studien der Mitbegründer einer neuen Wissenschaft, der vergleichenden Sprachkunde, und noch jetzt, zwanzig Jahre nach seinem Tode, wo diese Wissenschaft durch eine große Menge von Detailstudien die weiteste Ausdehnung gewonnen hat, hat sich niemand gefunden, der weit über Humboldt hinauszu gehen wagte, noch immer stehn die Hauptresultate seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als die Grundmauern eines riesigen Gebäudes, zu denen seine Nachfolger mit ungeheurem Fleiß eine große Masse neuer Bausteine behauen haben, aber nur hier und da ist eine einzelne Mauer zu größerer Höhe geführt. Ferner aber haben die Methode seiner Wissenschaft sowol, als die Resultate derselben seinen Namen mit den Namen Wolf, Niebuhr, Grimm, Lachmann, Strauß und mit andern noch lebender Gelehrten für alle Zukunft verbunden, und diese Namen zusammen haben für uns eine Bedeutung, welche sich nur mit der unsrer großen Reformatoren vor 300 Jahren, oder, wenn ein solcher Vergleich nicht mißverstanden wird, mit der von Aposteln einer neuen Weltlehre vergleichen läßt. Es ist der engste Zusammenhang zwischen den Untersuchungen

von Wolf über die Entstehung der homerischen Gesänge, von Niebuhr über die Entwicklung des römischen Staats, von Lachmann über den Ursprung des Nibelungenliedes, von Strauß über die ältesten Urkunden des Christenthums. Während die Wissenschaft in ihrem ewigen und endlosen Ringen nach Erkenntniß des Unendlichen, d. h. Gottes, durch Jahrtausende eine unübersteigliche Schranke hatte in dem Zwange der Individualität, und in der Beschränktheit des einzelnen Lebenden, welcher das Lebendige sich nur vorstellen und erfassen konnte als dem eignen Wesen analoge, geschlossene Persönlichkeiten, welcher den Staat faßte als ein Aggregat von Individuen für bestimmte Zwecke, (wie noch der Jüngling Humboldt that,) und welcher sich in frommer Gläubigkeit seinen Gott gegenüberstellte gleich einer geschlossenen Persönlichkeit; hat endlich die deutsche historische Wissenschaft seit Wolf und Humboldt einen neuen Kreis von höhern Individualitäten, als die des einzelnen Menschen, zu unserer Kenntniß gebracht: die Völkerseelen. Wie die Engel dem alten Kirchenglauben eine Zwischenstufe der Individualitäten zwischen dem Menschen und Gott darstellen, ähnlich schweben in der Wissenschaft die Seelen der Völker als eine höhere Ordnung geistiger Gebilde. Immer noch sind sie Individualitäten, in ihrer irdischen Erscheinung begrenzt durch Raum und Zeit, aber schon unter andern Lebensbedingungen entstehend, schaffend und vergehend, als die einzelnen Menschen, welche unablässig zu ihnen gehören als zahllose einzelne Organe ihres einheitlichen, mächtigen Wesens. Die geheimnißvollen Gesetze dieses höhern Lebens im Einzelnen zu erforschen, Gestalt und Wesen der verschiedenen Völkerseelen zu erkennen und daraus den göttlichen Geist im Menschengeschlecht, das ist das nie ganz zu erreichende Ziel aller großen historischen, linguistischen und kritischen Arbeiten der deutschen Wissenschaft; und gleich hier soll gesagt sein, daß niemand tiefer in manche Geheimnisse dieses stillen geistigen Werdens der übermenschlichen Gewalten eingedrungen ist, als Wilhelm von Humboldt. Auch durch ihn ist nachgewiesen worden, daß das Leben der Völker von seinem Aufgang bis zum Zerfließen nach andern Gesetzen verläuft, als das bewußte Leben der Individuen. An die Stelle des Selbstbewußtseins und freier Gestaltung des eignen Daseins nach vernünftigen Erkennen und zu verständigen Zwecken tritt bei diesen höhern Gebilden der Erde wieder ein Wollen bestimmender Kräfte ein, welche sich am nächsten vergleichen mit dem Erzeugen der Pflanze in bestimmter Form aus dem Zwange, den die Natur in das Samenkorn gelegt hat. Aus solchem Zwange der Urkraft entsteht die Sprache als die erste Lebensäußerung der Völkerseele, welche durch ihre Sprache die äußere Welt, welche in sie hereindringt, sich von neuem schafft, und diesen Proceß des Schaffens in allen Individuen, welche zu ihr gehören, immer wieder aufs neue durchmacht, so lange sie lebt. Aus demselben Drange des Lebens entsteht die älteste Poesie und ihre Form, der Vers, die Anfänge aller

Kunst, der Sitte, sogar des Rechts. Unserm Blick erscheinen die Seelen der Völker in diesen großen Kreisen idealer Thätigkeit so zunächst als organische Gebilde, den Gebilden der gegenständlichen Natur vergleichbar. Aber die Lebenskraft dieser großen irdischen Gestaltungen strömt vorwärts durch eine unendliche Menge von einzelnen Menschen, von denen jeder ein Abbild des Ganzen ist, und jeder sein eignes Leben dem Ganzen gegenüber geltend macht. Aus diesem unablässigen Entwickeln der Individuen aus der Volkskraft und der Einwirkung der Einzelnen auf die Volksseele setzt sich die innere Geschichte eines Volkes, der Proceß seines Lebens, zusammen. Und wieder berühren die Völkerseelen sich untereinander, eine wirkt auf die andre ein, sie fördern und vernichten einander, fließen zu neuen Gebilden zusammen, sie quellen empor und zerrinnen. In allen aber, wie verschieden ihre Persönlichkeit und ihr Erdenlauf sein möge, ist ein Letztes, ein Gemeinsames zu erkennen, dieselben höchsten Gesetze des Lebens gelten für alle; und dieses Gemeinsame aus der Verschiedenheit zu erkennen, und dadurch zuletzt das ganze Menschengeschlecht zu verstehen, das bedeutet der deutschen historischen Wissenschaft, Gott auf ihren Wegen suchen.

So ist es möglich geworden, daß kritische Untersuchungen über die Existenz des blinden Mannes von Chios und über die Verse der Neuseeländer eine Wichtigkeit für unser Leben gewinnen, welche man einst eine das Menschengeschlecht bestimmende nennen wird. Denn noch sind wir im Anfange; noch ist, was diese Wissenschaft bis jetzt gewonnen hat, nur das Eigenthum von wenig Tausenden, welche durch eine lange und schwere Schule durchgehen müssen, um sie zu verstehen; noch gedeiht diese Richtung des menschlichen Schaffens in einer stolzen und strengen Abgeschlossenheit von dem Geräusch der Welt, und von vielen althergebrachten Vorstellungen unseres Volks; und noch ist diese Abgeschlossenheit der neuen Lehre selbst heilsam. Aber wenn wir auf großen Gebieten unseres Lebens mit tiefem Schmerz beklagen, daß ein Gegensatz vorhanden sei zwischen dem Erkennen der Einzelnen und den Ansichten des Volkes, ein Gegensatz, so groß und scharf abgesteckt, daß unsere Kraft verzweifelt, ihn zu überwinden, so wollen wir mit Hoffnung und Vertrauen daran denken, daß wir schon jetzt wenigstens ahnen können, durch welche Mächte er in einer Zukunft überbaut werden wird. Denn aus den Studien unserer großen Gelehrten über das stille Wirken der Gotteskraft in den Völkern wird dereinst eine neue Lehre ausgehen, welche hoch und rein erfassen wird die Stellung des lebenden Menschen zu seinen Mitmenschen, zu seinem Volke, seinem Staat, seinem Gott. — Und wie dann Wilhelm von Humboldt als einer der Ersten gelten wird, welche in den historischen Wissenschaften die neue Zeit vorbereitet haben, ebenso sein Bruder Alexander in der Naturwissenschaft.